Postdienst in China.

Viele Ausländer in China haben von dem Vorhandensein einer einheimischen Post keine Ahnung, und wenige, welche von einem solchen Institute gehört haben, wissen nichts von der verhältnißmäßigen Sicherheit und Schnelligkeit, mit der selbst ein werthvoller Brief von einem Ende des Reiches zum anderen geschickt werden kann. Die Depeschen der Regierung werden nach ihren Bestimmungsorten durch besonders zu diesem Zweck angestellte Leute befördert, welche unter der Aufsicht des Kriegsministeriums in Peking stehen. Sie reiten von einer Station zur anderen trotz ihrer traurigen abgemagerten Mähren mit ziemlicher Schnelligkeit, und wichtige Dokumente werden so auf große Entfernungen täglich 45 deutsche Meilen weit befördert. Das Publikum ist von der Benutzung dieses Verkehrsmittels ausgeschlossen, hat aber, durch die Bedürfnisse des Handels dazu geführt, für sich einen eigenen Postdienst eingerichtet.

In jeder chinesischen Stadt von einiger Größe befinden sich sicherlich einige Postämter, von denen jedes einer oder mehreren Provinzen vorsteht, nach und von denen es Briefe und kleine Packete befördert. Die Sicherheit aller ihnen anvertrauten Gegenstände wird garantirt und der Werth ersetzt, wenn sie verloren gehen; gleichzeitig muß der Inhalt aller Packete bei der Aufgabestelle deklarirt werden, damit ein entsprechendes Porto für ihre Beförderung erhoben werden kann.

Die Briefträger gehen hauptsächlich zu Fuß, benutzen aber auch manchmal Esel, welche man überall auf den großen Verkehrsstraßen Chinas findet, und welche mit unfehlbarer Sicherheit von einer Station zur anderen laufen. Trotzdem diese Esel nur von dem Miether begleitet sind, braucht man doch nicht zu fürchten, daß sie gestohlen würden, denn ein Reisender, der sie von ihrem gewohnten Wege abbringen oder zwei Stationen ohne Aufenthalt zurücklegen wollte, müßte sie mit Gewalt fortschleppen. Mit 80 Pfund Postgepäck trotten diese Männer eine Meile in der Stunde, bis sie an ihrem Bestimmungsort angelangt sind, händigen hier den Pack einem frischen Mann ein, welcher, gleichviel ob Tag ob Nacht, ob schlechtes oder gutes Wetter, aufbricht, bis auch er sich seiner Verantwortlichkeit entledigt und den Pack einem dritten Manne eingehändigt hat. Um sich vor früher Arbeitsunfähigkeit zu schützen, machen sie sich zur Regel, nie eine volle Mahlzeit einzunehmen; sie essen sich, wie der Chinese sagt, zu sechs bis sieben Zehnteln voll und nehmen so oft Speise zu sich, als sie Hunger verspüren.

Sie rekrutiren sich aus den stärksten und gesundesten Männern der arbeitenden Klasse, und es ist für einen chinesischen Briefträger vor allem unerläßlich, daß er sich nicht durch irgend einen gespenstischen Feind, wie Hexen oder Teufel, in Furcht jagen läßt. In dieser Hinsicht muß die Festigkeit seiner Nerven erprobt sein, ehe man ihm ein Postpacket anvertrauen kann, denn ein ordentlicher Chinese hat eine so instinktive Furcht vor Nachtdunkelheit, daß das geringste Geräusch am Wege ihn veranlassen würde, den Sack abzuwerfen und davonzulaufen, als ob alle Geister der Finsterniß zusammen und in demselben Augenblick auf ihn losgelassen wären.

Der Portosatz ist sehr gering. Ein Brief von Peking nach Hankau — ca. 150 Meilen Luftlinie — kostet nur 80 oder 40 Pf. Etwa 30 pCt. des Portos trägt der Absender, um die Post vor Betrug und Verlust zu sichern: der Ueberschuß kann von dem Adressaten wieder erhoben werden. Diese Postämter werden von den Kaufleuten bei ihren Handelsgeschäften viel gebraucht, und Wechsel werden stets so verschickt. Solche Dokumente, sowie kleine Packen chinesischen Feinsilbers bilden eine ziemlich werthvolle Last und würden oft den Wegelagern zur Beute fallen, welche viele Provinzen unsicher machen, wenn nicht die Militärbehörden Reisende, welche die Gasthäuser vor Tagesanbruch verlassen, von Soldaten würden begleiten lassen, bis der Tag sie vor den Gefahren eines plötzlichen Angriffes sicher stellt. An anderen Orten hat man wieder Trupps gut eingeübter Männer, welche in Gesellschaften von drei bis fünf vermiethen, um einen Wagenzug mit seinem Dutzend Passagiere über solche gefährliche Stellen der Gegend zu führen, wo Straßenräuber nach unachtsamen Reisenden auf der Lauer liegen.

Die Eskorte besteht nur aus dieser geringen Zahl, denn jeder dieser Männer soll fünf bis sechs Räubern nicht nur an Stärke, sondern auch an Gewandtheit, Uebung und Gebrauch des Schwertes gleichkommen. Um sich an den Kampf mit einer großen Anzahl zu gewöhnen und sich die nöthige Geschicklichkeit im Fechten gegen gleichzeitige Angriffe von Mehreren zu verschaffen, verfahren diese Leute auf folgende merkwürdige Weise. In einer hohen Scheuer hängen an langen Tauen von dem Dache herab schwere Säcke mit Sand, in deren Mitte sich der Uebende aufstellt. Er giebt dem ersten Sack mit der Faust einen tüchtigen Schlag und treibt ihn eine Strecke weit von sich, dann dem zweiten, dritten und so fort, bis alle in allen möglichen Richtungen um ihn herschwingen. Hat er zwei oder drei gestoßen, so muß er auf die Rückkehr des ersten achten, und manchmal werden von entgegengesetzten Seiten zwei zugleich auf ihn fallen. Seine Aufgabe besteht deshalb darin, die ganze Schaar in Schwingungen zu erhalten, ohne sich jemals von einem berühren zu lassen; mißlingt ihm dies, so kann er sich noch nicht erbieten, einen Reisenden über eine einsame Ebene zu geleiten, und nebenbei wird ihn der unbarmherzige Sandsack Hals über Kopf zu Boden werfen.

(Ostasiatischer Lloyd.)

— Beglückendes Wort. „...Ich würde Ihren Antrag annehmen, Herr Lieutenant, aber ich fürche, mein Vermögen ist nicht genügend..ich habe 80,000..“—„Nun sagen Sie noch Thaler, und ich bin der Glücklichste aller Sterblichen!“

Eine türkische Hochzeit.

Der Orient ist so märchenhaft, weil der Himmel alles in so goldene Farben taucht; und noch mächtiger als der Himmel ist die Einbildungskraft des fremdländischen Zuschauers. Aber verliert er darum an Anziehung? — Ich glaube nicht!

Zu einer türkischen Hochzeit eingeladen zu werden, ist wohl für eine Deutsche eins der begehrenswerthesten Geschenke. Die Gedanken eilen dem bunten Bilde schon voraus, und noch nachher zehrt die Phantasie lange an der Schaustellung. Denn darauf läuft schließlich die Feier hinaus. Was bei uns daheim im Ganzen und Großen doch nur eine untergeordnete Rolle spielt, die Vorführung von zwei Menschen, die sich zum eigenartigsten aller Bündnisse zusammenschließen, das ist hier die Hauptsache.

Die Frauen sind allein eingeladen und hinsichtlich der Gewandung wird Gesellschaftskleid gewünscht mit möglichst langer Schleppe. Frühmorgens geht das Schiff den Bosporus hinauf nach Candilli, dort liegt das Elternhaus der Braut, dort wird die Hochzeit gefeiert. Der Bräutigam ist einer der Erzieher der Prinzen des kaiserlichen Serails und hat mit den Eltern der Braut einen Vertrag geschlossen, die hübsche Feride zur „hanum“ (Frau) zu nehmen. Sie selbst wird nicht gefragt, man erfüllt die gesetzlichen Förmlichkeiten, vergleicht die Vermögensverhältnisse und setzt die „Conventionalstrafe“ fest, falls Feride den Ansprüchen ihres Gemahls nicht mehr entsprechen sollte.

Nach dem Stande der Braut ist die Summe sehr verschieden, die der Mann seiner Frau auszuzahlen hat, wenn er die Ehe für „bosch“ (leer, müßig) erklärt. Gegen zehn Uhr Vormittags legt das Schiff an, nach türkischer Stundenberechnung (alla turca) um sechs Uhr (alti szahat). Der kleine Bosporusort hat wohl von der Ankunft der fränkischen Frauen gehört, denn schon an der Landungsbrücke drängen sich die Menschen zusammen und halten Musterung über die Kommenden, namentlich aber über deren Gewänder. Eine Viertelstunde vom Ufer entfernt liegt auf einer Anhöhe der Konak (Wohnhaus). Wir schreiten durch offene Thüren und werden in ein Zimmer linker Hand gewiesen, wo wir ablegen sollen. Fortwährend strömt es herbei von Hochzeitsgästen, aber heute sind es nur verschleierte Frauen, heute darf keines fremden Mannes Fuß den Konak betreten. Jedes Weib aus dem Orte hat heute Zutritt.

Im größten Zimmer des Hauses sitzt die Braut etwas erhöht auf einem Sessel und blickt wohlgefällig lächelnd in der Runde der Frauen umher, die anfangs lautlos bewundern, dann aber in tuschelnden Bemerkungen zu ihren Nachbarinnen sich über das ergehen, was sich dem Auge darbietet. Bei unserem Eintritt geht eine Bewegung durch die Versammlung, denn wir sind zu vier die einzigen eingeladenen fränkischen Frauen. Wir wenden uns zunächst zur Mutter der Braut, die rechts neben ihr sitzt, begrüßen dieselbe mit einer stummen Verneigung und murmeln ein paar türkische Worte — so wie es bei uns in Deutschland herzugehen pflegt, wenn bei gegenseitiger Vorstellung die Namen verschluckt werden. Man kann ja auch soviel in Gebärden sagen, und ein Händeklatschen ist auch einer türkischen Braut gegenüber ein zuläßiger Ausdruck der Bewunderung. Mit sichtlichem Wohlgefallen vermerkt die Mutter die ungesprochenen Aeußerungen unseres Staunens. Links von der Braut sitzen Mutter und Schwester des Bräutigams und schauen mit hochmüthigen Gesichtern über die anderen hinweg. Ihre Kleider zeichnen sich durch die Pracht vor allen übrigen aus und sind jedenfalls unmittelbar aus Wien oder Paris verschrieben: schwere dunkelblaue Seide mit reicher Goldstickerei, die Schleppe liegt sorgfältig ausgebreitet auf dem Boden und ihre Besitzerin hat acht, daß sie durch keine Bewegung verschoben werde. Die Jüngere trägt ein schweres Seidenkleid von Rosafarbe und mit Perlen übersät, das Haar ist mit äußerster Kunst gekämmt, eine erstaunliche Menge von Brillanten und Edelsteinen zieren Hals, Ohren und Haar. Selbst über dem weißen Glacéhandschuh funkelt ein großer Brillant, den der sinnreich gehandhabte Fächer zu glänzender Geltung zu bringen vermag.

Vor den Frauen steht wie üblich der kleine Tisch mit Cigaretten und Feuerzeug. Weit einfacher, jedoch auch in Seide gekleidet ist die Mutter der Braut. Den glatten Rock schmückt eine Ranke von goldgestickten Aehren, desgleichen das Bruststück und die Aermel. Von knappem Anliegen des Kleides wie bei uns ist keine Rede, vielmehr hängt alles weit und bauschig an der Gestalt herunter. Man merkt den Kleidungsstücken an, daß sie fertig auf's Gerathwohl gekauft worden sind und, was man nicht tadeln darf, daß sie auf das „Wachsen“ berechnet sind. Denn die türkische Frau setzt bedeutende Rundungen an, sobald sie älter wird. Die Braut begrüßen wir mit lauten Aeußerungen der Bewunderung, worüber sie sich wie ein Kind freut. Sie lächelt und verneigt sich, darf aber kein Wort sprechen an ihrem Hochzeitstage. Sie ist ein hübsches Mädchen, trotz ihrer fünfzehn Jahre schon zu voller Blüthe herangereift, mit großen, braunen Augen. Das Hochzeitskleid ist aus schwerer hellgrauer Seide, ganz bedeckt mit der prachtvollsten echten Silberstickerei, die in geschmackvollen Ranken ausgeführt worden. Von der Schulter bis zum Schluß des Kragens hängen silberne Schnüre, ebenso vorn herunter über den Gürtel, und enden in schweren, silbernen Quasten. Das Haar ist geöffnet, vom Kopfe wallt ein reichgestickter Schleier bis zur Erde, hinter jedem Ohr schimmern Silberfäden, die ebenfalls bis zur Erde herunterreichen. Den Kopf schmückt ein überaus reiches Diadem der köstlichsten Steine, aber es ist so schwer, daß es der Braut die Haut blutig drückt. Um den Hals legt sich ein Schmuck außerordentlich großer Brillanten, und auch bei ihr leuchtet ein prachtvoller Ring über dem weißen Handschuh. Das niedliche Gesicht legt von selbst die Frage nahe: welche Gedanken mögen in diesem Augenblick durch den hübschen Kopf gehen?

Eine rechtschaffene deutsche Leserin ist sich der Bedeutung des Hochzeitstages von selbst bewußt und bedarf weder einer Belehrung noch einer Anregung. Mit welchen Empfindungen aber mag das orientalische Mädchen des Mannes, dem sie nun bald auf Gnade oder Ungnade übergeben wird? Der Grundsatz von der Gleichberechtigung der Geschlechter, der in Deutschland manche „höhere Töchter“ mit der Kraft eines Dogmas erfüllt und, er mag richtig sein oder nicht, weil er im praktischen Leben schon seine Grenze findet, doch weniger Schaden anzurichten pflegt, als die neuen, zumeist jungen Ehestandsdichter vortragen, in der Türkei hat er — Gott sei Dank! mag ein europäischer Mann mit neidischem Seufzer ausrufen — noch keinen Eingang gefunden. In der Türkei gibt es keine Propheten der Ehestandsfrage: hier ist der Mann Mann, das Weib Weib, im natürlichen Sinne, ohne philosophische Klügelei, ohne moralische Seelenbedrängniß.

Von Zeit zu Zeit wirft die Braut einen Blick nach der Thür. Endlich steht sie auf und verläßt auf ein Zeichen ihrer Mutter, von dieser geführt, das Zimmer. Er wird kommen, der Bräutigam, seine Braut zum ersten Mal unverschleiert zu sehen. Die jungen Mädchen stecken die Köpfe zusammen, die Alten ziehen die Schleier dichter um die Köpfe. Die Thür geht wieder auf, und der Bräutigam tritt herein, ein hübscher junger Mann in langem, schwarzem Kaftan, den Fez mit einem feinen, weißen Turban umwickelt. Er führt die nunmehr dichtverschleierte Braut in ein gegenüberliegendes Zimmer und schließt die Thür hinter sich zu. Eine athemlose Spannung herrscht im Zimmer der Zuschauerinnen, alle Blicke sind auf die Thür gerichtet, die sich nach einer Minute wieder öffnet. Ob er sie geküßt hat? mag eine neugierige Europäerin fragen. Seinem heiteren Gesicht nach zu urtheilen muß die Braut ihm gut gefallen haben, und mit verschwenderischer Hand streut er kleine Silbermünzen aus, auf die sich die Jugend sogleich mit Eifer stürzt; denn die Hochzeitsmünzen bringen Glück, die Mütter heben sie auf als Amulette für ihre Kinder, und mit besonderer Andacht bewahren die jungen Mädchen sie auf, denn sie hoffen, daß Allah ihnen auch einen so vortrefflichen Mann bescheeren wird, denn auch in der Türkei träumen die jungen Mädchen vom Zukünftigen, freilich wohl in ihrer Art. Si les jeunes dames turques étaient si aimables et si sages comme les dames allemandes, neus ne prendrions jamais une deuxième. So bekannte mir einstmals ein junger Türke; allein ich wage nicht zu entscheiden, ob es sein Ernst gewesen ist. Durch ihre Unwissenheit und Trägheit verschuldet es die Türkin selbst zum großen Theil, wenn der Mann ihrer bald überdrüssig wird. Und wechselt er auch nur mit den Fehlern und Schwächen, wenn er einer anderen seine Gunst zuwendet — das Neue zieht stets an, ganz wie bei uns, und doch nicht so wie bei uns. Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht immer dasselbe. Bis an die Hausthür geleitet die Braut ihren Bräutigam und sieht ihn dann nicht eher wieder, als bis sie von ihrer Mutter geführt in sein Haus einzieht. Das Bräutchen steigt wieder auf seinen Thron, und wir werden zum Mahl eingeladen, an dem sie nicht theilnehmen darf, denn bis Sonnenuntergang darf sie nichts genießen als den einzigen „Blick seines Auges“. Minder poetisch setzt sich der Europäer an den Tisch, freilich von einem gelinden Mißtrauen gegen das erfüllt, was da kommen wird.

Aber es schmeckt besser, als man es sich gedacht hat; neben dem Gedeck steht sogar eine Flasche Rothwein. Wir dürfen Messer und Gabel benutzen, während die Türkinnen mit den Fingern essen. Sie besorgen dies aber so zierlich und geschickt, daß das europäische Feingefühl unmöglich dadurch verletzt werden kann. Der Speisezettel beginnt mit der üblichen dicken Hühnersuppe, dann folgen unzählige Schüsseln bis zum Pilaw, dem türkischen Nationalgericht, das bei keinem Essen fehlen darf. Im Nebenzimmer speist die Dienerschaft, nach alttürkischer Sitte auf dem Boden sitzend um eine große blankgescheuerte Kupferplatte, auf welcher in der Mitte ein mächtiges Gefäß mit dem Essen steht. Jeder Dienstbote erhält ein großes Stück Brot, das er sich zutheilt, um mit den Stückchen die einzelnen Bissen herauszulangen. Dabei widerfährt es ihm nie, einen Flecken auf dem Kleid oder Platte zu hinterlassen.

Als wir uns von der Tafel erheben, stehen zwei in citronengelbe Gewänder gekleidete Mohrinnen an der Thür, eine Kanne wohlriechenden Wassers in der Hand. Jeder, der hinausgeht, spült die Hände über einem kupfernen Becken und trocknet sie an dem reichgestickten Handtuche.

Auf einen Wink der Mutter der Braut treten wir nunmehr in ein anderes Zimmer ein, in welchem die Brautgeschenke aufgestellt sind. Die Hauptgabe besteht nach türkischer Sitte in einem prachtvoll ausgestatteten Paradebett mit seidenen Vorhängen. Sonst gibt es noch vorzugsweise Schmucksachen, Fächer, Seidenstoffe und dergleichen. Nach dieser Besichtigung werden Kaffee und Cigaretten gereicht, welch letztere man niemals ablehnen darf, da dies als eine große Beleidigung von den Gastgebern empfunden werden würde. Darauf nahmen wir Abschied, und die Fahrt den Bosporus hinunter bei Sonnenuntergang bildet den denkbar geeignetsten Abschluß des merkwürdigen Tages. In märchenhaftem Glanze funkeln die Kuppeln der Minarets der Moscheen. Ob sie glücklich sein wird, die Braut? Inschallah! (So Gott will!) Mit Flammenschrift scheint es geschrieben zu stehen auf den goldenen Kuppeln. Inschallah! murmeln die silbernen Wellen, die der Kiel unseres Schiffes sanft durchschneidet.

— Zeitbild. „...Die nächste Première im Theater soll ja ganz moralisch sein!“ — „Da werden Sie doch nicht hingehen, meine Gnädigste?!“ — „Warum nicht? Ich bin ja tolerant!“

— Unangenehm. In einer Gesellschaft will ein Herr das Lied: „Das ist im Leben häßlich eingerichtet“ vortragen, verspricht sich jedoch und singt: „Das ist in Hessen löblich eingerichtet.“

Wie lebt man als Vegetarier?

So fragt Dr. Maximilian Klein, ein eifriger Apostel der „vernunftgemäßen Lebensweise,“ und gibt in einem ziemlich umfangreichen Buche, dessen erbsengelber Umschlag durchaus stilgemäß ist, eine Reihe von Antworten auf diese Frage. Wie man als Vegetarier stirbt, das weiß eben Jeder, da auch der eingefleischteste Karnivore schließlich einmal „in's Gras beißt“. Aber die vegetarische Lebensweise will studirt sein, die Sache ist keine Kleinigkeit, namentlich für einen, der einen saftigen Kalbsbraten oder einen feisten Kapaun zu würdigen gelernt hat. Es gehört viel Selbstüberwindung für den Kenner solcher Genüsse dazu, sich von denselben ab- und ausschließlich den Rüben, Gurken, Aepfel, dem Kohl und Salat zuzuwenden. Nun, Dr. Klein bemüht sich, die Andersgläubigen sanft in sein Lager hinüberzuziehn, er gestattet neben den Vegetabilien auch Milch, Butter, Käse, Eier, Honig; aber er gestattet sie widerstrebend und sucht den Genuß daran durch die Bemerkung zu verleiden: „diese thierischen Nahrungsmittel, die in der heutigen Uebergangszeit aus wirthschaftlichen und Gewohnheitsrücksichten noch von uns als „zuläßig“ angesehen werden, sind zwar sehr nahrhaft, aber man läuft sehr häufig Gefahr, dieselben in einem schlechten, krankmachenden Zustand zu bekommen, weshalb in dieser Hinsicht Vorsicht am Platze ist.“

Also besser ist es doch unter allen Umständen, in den sauren oder süßen Apfel zu beißen, selbst auf die Gefahr hin, eine Made zu verschlucken und so gleich ein ausgewachsenes Thier in den Magen zu bekommen! Wir können hier nicht auf alle Ausführungen des Pflanzenkost-Doktors näher eingehen, nur die Art, wie er schon auf den Mitmenschen in dessen frühesten Kindheitsjahren einzuwirken, die junge Seele zu retten, das bildsamste Material für seine Zwecke zu formen sucht, bleibe nicht unerwähnt. Er kommandirt: „Säuglinge gehören an die Mutterbrust!“ Das muß doch auf die Unmündigen, auch wenn sie naseweis sind und die Mutterbrust für etwas Fleischliches erklären sollten, einwirken, und zitternd vor seinem Zorn werden sie dahinlaufen, wo sie hin gehören. Man sieht ihn förmlich mit der Ruthe spähend einherschreiten und wo er einen pflichtvergessenen Säugling ertappt, da schwingt er die Reisiggeißel und ruft: „Willst du wohl augenblicklich an die Mutterbrust, du nichtsnutziger Bengel!“ — Mit besonderer Liebe nimmt sich Herr Klein der Junggesellen und Reisenden an, und da es gerade jetzt von beiden Kategorien viele giebt, sogar jene Junggesellen unglückseliger Sorte, die gar nicht einmal Junggesellen sind und unter dem Namen „Strohwittwer“—übrigens eine rein vegetabilische Bezeichnung — ihre Hilflosigkeit durch die Welt schleppen, so wollen wir dieses hübsche Kapitel unseren Lesern nicht vorenthalten.

Der Verfasser schreibt: „Junggesellen können, falls sie nicht in einem vegetabilischen Speisehause essen können oder wollen, zwei Wege einschlagen: nämlich entweder (was allerdings unter Umständen nicht unbedenklich ist) von ungekochten Speisen (z. B. Obst, Obstverarbeitungen, Brot, ferner Milch, Butter, Käse, Eier) leben oder sich auf einem Alkohol- oder Erdölkocher die einfacheren Gerichte (wie Speisen von Gries, Grütze, Reismehl, Erbsen-, Bohnen- und Linsenmehl, wie ferner Eierspeisen, Kakao, Chocolade, Milchsuppe u. s. w.) herstellen.

Auf Reisen kann man sich sehr gut mit angekochter Nahrung (allerhand Obst- und Südfrüchte, Brot mit Milch, Butter, Käse u. s. w) und den leichter zu beschaffenden gekochten Gerichten (wie Milch- und Eierspeisen, Kartoffeln, manche Mehlspeisen, Gemüse und Salat, nebst allerhand Backwaaren, sowie auch Chocolade, Cacao und Kaffee) behelfen. Auch kann man—dies gilt besonders für die Geschäftsreisenden!—an der Wirthstafel ruhig theilnehmen, ohne aber andere als streng vegetarische Gerichte zu genießen. Der Wirth pflegt in einem solchen Fall schon selbst für irgend welchen Ersatz für die ausfallenden Fleischspeisen und mit Fleischbrühe gekochten Gemüse und Suppen zu sorgen, insbesonders dann, wenn man öfter an den bez. Ort kommt und man ihn höflich darum ersucht.“

Nun, daß der Vegetarier höflich ersucht, ist selbstverständlich, denn die Pflanzenkost macht sanftmüthig und angenehmen Sinnes, während der Fleischesser leicht dem Raubthier ähnlich, wild und roh wird. Wir vermissen daher auch in dem erbaulichen Büchlein eine Art poetischen Anhang, der die segensreiche Einwirkung der vegetabilischen Nahrung auf die Gemüthsart des Menschen verherrlicht und etwa Lieder bringt wie:

Früher aß ich Wurst und Braten,
O, wie war ich ungerathen!
Beefsteak, Eisbein, Kalbsgekröse,
O, wie war ich wild und böse!
Da bekam ich Pflanzennahrung
Und ich machte die Erfahrung,
Daß man kann bei Kohl und Rüben
Seinen Nächsten nicht betrüben.
Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen
Letzen jetzo meinen Gaumen.
Jeder sagte, der mich traf:
O, wie bist Du nun so brav!

— Eine neue Liszt-Anekdote erzählt die „Neue Musikztg.“: Auf einer seiner Reisen sah sich der Meister genöthigt, in einer kleinen Stadt Aufenthalt zu nehmen. Kaum war seine Anwesenheit bekannt geworden, als sich auch schon eine Schaar von Verehrern, unter ihnen der Bürgermeister des Ortes, zusammenthat, um ihn zu begrüßen und ihn zu einem Festbankett einzuladen. Schon hatten die Theilnehmer Platz genommen, als der Bürgermeister bemerkte, daß Dreizehn am Tische saßen. „Beunruhigen Sie sich deswegen nicht,“ sagte Liszt ganz gelassen, „ich esse für Zwei!“

— Trinker-Logik. „Soll ich jetzt noch einen Schoppen genehmigen? Mein Magen sagt „Ja“, mein Verstand sagt „Nein“. Mein Verstand ist klüger als der Magen, und der Klügere gibt nach...Kellner, noch ein Seidel!“

— Der Wein ist die Medizin der Gesunden.

Die Blutbrüderschaft.

Von Friedrich v. Hellwald.

Scherzhaft pflegt man wohl von den „schwarzen Brüdern“ zu sprechen, welche Deutschland in seinen neuen afrikanischen Besitzungen gewonnen hat. Viele jener Männer, welche für die Ausbreitung und Befestigung der deutschen Macht im dunklen Erdtheile thätig sind, haben aber allen Grund, in vollstem Ernste von schwarzen „Brüdern“ zu reden, die sie dort erworben haben In den Zeitungen liest man nämlich immer häufiger von der „Blutbrüderschaft“, welche Europäer mit den Häuptlingen und „Königen“ Mittelafrikas eingehen. Was hat es nun für eine Bewandtniß mit dieser Blutbrüderschaft und worin besteht sie?

Die Blutbrüderschaft ist eine unter wilden, besser gesagt rohen Völkern, nicht blos Afrikas, verbreitete Sitte und gipfelt in einer feierlichen, vor Zeugen vorgenommenen Ceremonie, welche der Ausdruck einer für das ganze Leben geschlossenen Verbrüderung sein soll. Gleich unserem Schwur ist sie unter die Weihe der religiösen Vorstellungen gestellt, wie niedrig diese auch sein mögen, und somit eine Culturhandlung. Zwei Menschen, welche auf diese Weise Blutbrüder geworden sind, übernehmen damit die bindende Verpflichtung, treu zu einander zu stehen, in jeglicher Noth und Gefahr, sich gegenseitig zu vertrauen, kurz in Allem so zu thun und sich zu benehmen, als wären sie wirkliche Brüder, Kinder eines und desselben Blutes. Auf den Inseln der Südsee, in Polynesien und Mikronesien, erstreckt sich eine solche auf einen gegenseitigen Schutz- und Trutzbündniß beruhende Freundschaft, sogar auf Gütergemeinschaft, welche nicht einmal die Weiber ausnimmt, und der Nichtgebrauch dieses Rechtes wurde vom andern „Tago“ oder Wahlbruder als schwere Kränkung empfunden. In Afrika huldigen nun die Leute nicht so weit gehenden Freundschaftsbegriffen, doch betritt jeder von Beiden das Haus seines Blutsbruders und darf sich mit dessen Frauen ohne Argwohn unterhalten.

Unter den Eingeborenen werden solche Blutbündnisse sehr häufig geschlossen, in neuerer Zeit haben jedoch auch schon viele Europäer die Ceremonie durchgemacht, die hauptsächlich in Mittel- und Ostafrika gebräuchlich ist. Bald dreißig Jahre sind es her, daß der später am Dschubflusse verunglückte hannoversche Freiherr Klaus von der Decken der Blutbruder des heute so oft genannten „Sultans“ Mandara von Moschi, eines Zaunkönigs im Kilima-Ndscharogebiete wurde, der im verflossenen Jahre eine auserlesene Gesellschaft vier frecher Bursche an den Kaiserhof zu Berlin gesandt hat; später 1885, trank derselbe Blutbrüderschaft mit Dr. Karl Jühlke, der ein Jahr darauf vom Speere eines Somali zu Kismain fiel. Soeben kommt die Nachricht, daß Dr. Karl Peters den Blutbund mit dem Wütherich von Uganda, König Mwanga, eingegangen sei. Aehnlich machte seiner Zeit Henry Stanley Brüderschaft mit Mirambo, dem berüchtigten Sklavenhändler und Häuptling von Unnanyembe, und dabei erfuhren wir, wie es bei einer solchen Ceremonie zugeht.

Einer von Stanley's Leuten, Manwa Sera, setzte den britischen Reisenden und Mirambo einander gegenüber auf einen Strohteppich, machte in ihre rechten Beine einen kleinen Einschnitt, aus dem er Blut entnahm, und rief dann, indem er dies unter ihnen austauschte, laut aus: „Wenn Einer von Euch Beiden diese jetzt zwischen Euch geschlossene Brüderschaft bricht, so möge der Löwe ihn verschlingen, die Schlange ihn vergiften, möge Bitterkeit in seiner Nahrung sein, mögen seine Freunde ihn verlassen, möge seine Flinte in seinen Händen zerspringen und ihn verwunden und alles Böse ihm widerfahren, bis daß er stirbt.“ Die beiden britischen Reisenden Verney Lovett Cameron und Joseph Thomson, lernten die wilde Ceremonie, die schon Capitän Speke gesehen hatte, ebenfalls kennen und beschreiben sie in ähnlicher Weise. Ihrem Wesen nach läuft sie überall auf das Nämliche hinaus, im Einzelnen aber finden Abweichungen statt. Bei den „Arabern“, d. h. dem muhamedanischen Mischvolke, das sich so nennt und gern als diese aufspielt, nimmt man gegenseitig eine Transfusion des Blutes vor, wie noch deutlicher, als aus Stanley's Verbrüderung mit Mirambo, aus der Schilderung Camerons hervorgeht. Syde Mezrui, ein Halbblut in seiner Begleitung, machte Brüderschaft mit Pakwanywa, dem Häuptling von Ubudschwa. Pakwanywas „Minister“ versah das Zeugenamt bei ihm und einer von Camerons „Askari“ (Soldaten) hatte dieselbe Funktion bei Syde übernommen. Die Ceremonie begann nun damit, daß jeder von Beiden in sein rechtes Handgelenk einen leichten Schnitt machte, gerade tief genug, daß etwas Blut kam; einige Tropfen davon wurden zusammengeschabt und in den Schnitt des Anderen geschmiert, sodann die Wunde mit Schießpulver eingerieben.

Jetzt legte Pakwanywas Zeuge diesem ein Schwert auf die Schulter, während Sydes Stellvertreter die Pantomime machte, als wetze er sein Messer daran. Beide Zeugen hielten hierbei eine Ansprache, in welcher sie Flüche auf Pakwanywa und alle seine Verwandten, abgeschiedene, lebende und zukünftige, herabriefen und wünschten, daß deren Gräber von Schweinen besudelt würden, wenn er je durch Gedanken, Worte oder Thaten die Brüderschaft brechen sollte. Nachdem dieselbe Procedur in Bezug auf Syde stattgefunden hatte, wobei die Zeugen ihre Rolle wechselten, war die Brüderschaft endgiltig geschlossen.

Unter den heidnischen Schwarzen findet die Bekräftigung des Uebereinkommens in der Art statt, daß jeder der beiden Theile sich am Arm oder an einer andern Stelle einen Einschnitt macht, und der Eine saugt das hervorquellende Blut des Andern auf. Oder aber es werden Kaffeebohnen oder sonst Genießbares in das hervorfließende Blut getaucht und wechselseitig von den den Bund schließenden zwei Personen gegessen. Joseph Thomson schloß auf diese Weise Brüderschaft mit Mämle, dem Häuptling von Uhehe, nur ließen beide die Ceremonie nicht an ihren werthen Persönlichkeiten selbst, sondern an erwählten Bevollmächtigten vollziehen. Tschuma, Livingstones langbewährter treuer Diener, nunmehr in Thomsons Gefolge, vertrat diesen, der Hauptmann von Uhenge aber Mamle.

Die Bevollmächtigten setzten sich mit unterschlagenen Beinen einander gegenüber; der Eine hatte den Speer auf der Schulter, der Andere sein Gewehr. Ein Mhehe, d. h. ein Eingeborner des Landes Uhehe, machte darauf drei kleine Einschnitte in Tschumas Brust, und Uledi, ein Gefährte Thomsons, that das Gleiche auf der Brust des Häuptlings, der sich dabei sichtlich krümmte. Darauf nahm ein anderer Mhehe die Art von Mamles Bevollmächtigten und rieb sie an dem Speer, wobei er eine Rede hielt und Fluch auf Denjenigen herabbeschwor, der die Brüderschaft brechen und dem Andern in irgend einer Weise Leid zufügen würde Er beschwor den Häuptling, seinem Bruder in jeder drohenden Gefahr beizustehen; er rief die Götter an — wer sie auch sein mochten —, die Waffe gegen den Verräther selber zu wenden, auf daß er weder Frieden noch Wohlergehen habe, wenn er nicht allen Erfordernissen der Brüderschaft im frommen Sinne nachkäme. Hierauf nahm Uledi Tschumas Messer, rieb dasselbe an seinem Gewehr und hielt eine ähnliche Rede. Die Ceremonie endigte damit, daß ein kleines Stück Fleisch genommen, in Tschumas tropfendes Blut getaucht und alsdann dem Hauptmann zu essen gegeben wurde. Ein gleiches erhielt Tschuma zu genießen.

Da, wie man sieht, die Blutbrüderschaft als ein Unterpfand freundlichen und friedlichen Verkehrs angesehen wird, so sahen sich die europäischen Reisenden und Forscher oft gezwungen, solche Bündnisse einzugehen, um drohende Gefahren abzuwenden. Auf der Insel Bumbireh im Ukerewasee ward Stanley von den Weibern der höchst feindselig gesinnten Bevölkerung geradezu bedeutet, daß er sein und der Seinen Leben nur retten könne, wenn der König der Insel, Schekka, dazu gebracht würde, mit einem der Fremden Blutbrüderschaft zu schließen. Einer von Stanleys Leuten ward daher auserschen, den schwarzen Potentaten durch Geschenke zu der wichtigen Ceremonie zu bewegen. Der Barbar ließ sich jedoch dazu nicht bereit finden, und es kam in der That zu blutigem Kampfe. Auch Mamle, der früher genannte Häuptling, wollte mit Thompson Brüderschaft machen, damit dieser und alle seine Leute an jedem Orte des Landes in Sicherheit wären; im anderen Falle könnten sie getödtet werden. Was den groben beleibten Wilden zu dieser zarten Rücksicht bewog, war freilich die Erwartung eines bedeutenden Geschenkes, und der nämliche schnöde Grund hat wohl auch die meisten Blutsbrüderschaften afrikanischer Machthaber mit Europäern veranlaßt. Auf Stanley's großem Zuge zum Kongo wurden nach der Ceremonie stets Geschenke ausgetauscht; aber auch sonst ist das Geflogenheit. Im Verkehr mit Europäern haben die Eingeborenen nothwendiger Weise den größten Vortheil davon, und dies erklärt wohl auch, warum die feierliche Ceremonie oft in unglaublich kurzer Zeit zu Stande kommt, und aus grimmigen Feinden plötzliche Freunde werden. Es heißt, es sei noch niemals in Mittelafrika vorgekommen, daß Einer die Blutbrüderschaft gebrochen habe, und man setzt daher auf diesen Ritus größeres Vertrauen, als auf die papiernen „Verträge“, mit welchem sich unternehmungslustige Reisende die Taschen vollstopfen. Es ist zu wünschen, daß diese Hoffnung sich bewähre, denn man darf sich nicht verhehlen, daß die Mehrzahl der neuerworbenen Blutbrüder, Herr Mandara nicht ausgenommen, im buchstäblichen Sinne sehr dunkle Ehrenmänner sind, deren „Bruder“ zu werden den Europäern keineswegs zum Stolze gereicht.

Ist Habgier zweifelsohne an dem Abschlusse solcher Blutbündnisse zwischen Eingeborenen und Europäern stark betheiligt, so bilden diese doch die große Ausnahme im Vergleiche zu den zahlreichen Fällen, wo es sich um Blutbrüderschaft unter Schwarzen selbst handelt, und dann kann Gewinnsucht allein wohl kaum die weite Verbreitung dieses Gebrauches erklären.

Stanley läßt nun allerdings noch eine andere Triebfeder ahnen: das Verlangen der Eingeborenen, ihren Blutdurst zu befriedigen; denn er konnte stets bemerken, wie der Schwarze mit der größten Gier das Blut einsog, läßt aber klüglich dahingestellt, ob ihn Blutliebe oder Uebermaß der Freundschaft dazu veranlaßte. Wahr ist: Blut ist ein besonderer Saft und wirkliches Bluttrinken ist gar nicht so selten auf Erden; im Bereiche des Kannibalismus kommt es fast immer vor. Dennoch scheint auch Blutdurst zur Begründung der, um mit Stanley zu sprechen, vielleicht kannibalischen Ceremonie in der Gegenwart nicht ausreichend; ihr Ursprung wurzelt weit tiefer und reicht zurück bis in die Urzeiten des Menschengeschlechts.

Bekanntlich ist bei allen Völkern der Erde die älteste Verfassung eine Geschlechtsverfassung, das älteste Recht ein Geschlechterrecht, d. h. die sociale Organisation und das Recht eines Volkes stützt sich ursprünglich auf den Familienverband, auf Blutsverwandtschaft. Einheit des Blutes besteht aber thatsächlich blos zwischen der Mutter und deren Kindern, daher auch nur diese, die Muttergruppe, die ältesten Gesellschaftsverbände bildete, in welchen die Männer noch kein Bestandtheil der Urfamilie waren. Mehr oder weniger deutliche Spuren dieses Zustandes haben sich bei gar vielen rohen Stämmen bis auf unsere Tage erhalten. Diese Verhältnisse änderten sich jedoch, als die Männer, welche in diesen hordenhaften Genossenschaften bisher alle dieselbe Blutsverbindung umschlang, durch Raub Weiber fremder Stämme sich aneigneten und dadurch den Beginn der bis dahin unbekannten Vater-, oder richtiger Mannesherrschaft in der Familie begründeten. Die Frau fiel nun in die Gewalt, in den Besitz des Mannes, und ebenso die Kinder; aber dem Blute nach waren sie nun durch die Mutter sowohl einander wie dem eigenen Vater gegenüber stammfremd, und dieses Verhältniß ist heute noch in Australien, bei vielen Stämmen Amerikas und Afrikas und einigen Asiens zu beobachten. So fehlte der neuen Familie gerade jenes Band, welches die Menschheit bisher als die einzige Grundlage einer Organisation zu gegenseitiger brüderlicher Unterstützung besaß: die Einheit des Blutes.

Hier trat nun mit einem hohen Grade von Nothwendigkeit, und darum in irgend einer Form über die ganze Erde verbreitet, ein eigenthümlicher künstlicher Ersatz ein. Die neue Organisation unter Vatergewalt war selbst eine künstliche Schöpfung, und nur in künstlicher Weise vermochte sie den alten Rechtsboden wieder zu gewinnen, auf dem bisher alle nützliche Ordnung erwachsen war. Längst war der Naturmensch in Folge seiner beschränkten Erfahrungen zu der philosophischen Ansicht gelangt, durch das Blut die Seele eines anderen Menschen in sich aufnehmen zu können. Beruht nun die Verwandtschaft in der Bluteinheit, so läßt sie sich auch künstlich durch Herstellung der letzteren schaffen.

Man erzielt sie durch die Blutvereinigung oder Blutmischung. In ihr wurzelt eine große Menge familiengeschichtlicher Gebräuche und Sitten, unter anderen auch die Blutbrüderschaft. Man erräth sofort, welche erweiternde Umgestaltung die Familie selbst durch die neue Auffassung erfahren konnte, denn jetzt brauchte sie sich nicht mehr auf die natürliche Blutsverwandtschaft zu beschränken, sondern es konnten durch den Blutbund auch Stammfremde hineingezogen werden. Die dergestalt zum „Haus“ erweiterte Familie ragt bei den Südslaven sogar noch in unser Jahrhundert herein, gehört aber sonst in Europa längst vergangenen Zeiten an, hat jedoch keinem seiner Völker dereinst gefehlt.

Das alte Germanenthum übte die Blutbrüderschaft ganz so, wie sie heute noch in Afrika einheimisch ist. Dessen sind uns wohl erhaltene Rudimente bis in unsere Tage ein Zeugniß. Doch hat sie überall die nämliche Geschichte durchlebt. Mit der Verfeinerung der Gesittung schwand auch immer mehr der Geschmack an Bluttrinken, an welchem man blos mehr aus Rücksichten des einmal eingebürgerten Kultus festhielt. Um das Blut genießbarer zu machen, mischte man es daher nur noch in geringer Menge anderen, dem Zeitgeschmacke zusagenderen, meist den landesüblichen Getränken bei, bis man endlich dahin gelangte und sich damit zufrieden stellte, in jenem Getränk das Blut „versinnbildlicht“ zu sehen.

Sogar in Afrika gelangen solche Surrogate zur Anwendung. Die Blutbrüderschaft zwischen Mandara und Dr. Jühlcke wurde nicht mehr mit Blut, sondern mit Milch getrunken, freilich nicht in sehr appetitlicher Weise. Denn der Brauch besteht dort darin, daß die beiden Blutbrüder zusammen von derselben Milch trinken, der eine zuerst aus dem Munde des anderen und dann umgekehrt. Daß dieses Milchtrinken wirklich in dem nämlichen Vorstellungskreise wurzelt, welcher der Blutbrüderschaft überhaupt ihr Entstehen gab, daß es wirklich als Symbol des Bundesblutes betrachtet wird, darüber läßt die Erklärung keinen Zweifel übrig, welche Mandara selber gab. Es geschehe deshalb, sagte der Afrikaner, weil Kinder, wenn sie gleich seien, Milch tränken, und zwei Brüder von einer Mutter eine und dieselbe. Wenn sie das nun thäten, so bedeute es, daß sie ebenso Brüder seien, als wenn sie eine Mutter gehabt hätten. In der unter uns lebenden Sitte, die wir sehr kennzeichnend „Brüderschaft trinken“ nennen, klingt die uralte Denkweise aus, denn auch unser Gebrauch beruht darauf, daß der Genuß des gleichen Trankes als Symbol fester Vereinigung gilt.

Die leidige Concurrenz.

In dem kleinen Orte Stockhausen gibt es zwei Gastwirthe, die sich gegenüber wohnen und der Concurrenz wegen geschworene Feinde sind. Eines Tages hing der „Schwarze Bär“ einen Zettel vor die Thüre, mit der Aufschrift: „Großes Concert“. Er hatte nämlich aus der Stadt einen Pianisten kommen lassen, der auf seinem alten verstimmten Flügel herumpauken sollte. Jedoch ließ dieses Concert den „Rothen Löwen“ nicht ruhen. Er veranstaltete also ein großes Wurstessen, das er ebenfalls durch Heraushängen eines Zettels ankündigte. Die Stockhausener sind mehr für Wurst als für Musik, daher blieb der „Schwarze Bär leer, der „Rothe Löwe“ war vollständig gefüllt. Der Concurrenzneid gab dem „Schwarzen Bär“ einen Gedanken ein, wie er wenigstens das Local des „Rothen Löwen“ ebenfalls leeren könne. Er schickte einen Jungen hinüber, welcher die Thüre öffnen und hineinschreien mußte: „Sie, Ihre Frau läßt Ihnen sagen, Sie sollen sofort nach Hause kommen.“ In kurzer Zeit war der „Rothe Löwe“ von seinen Gästen verlassen, die Stockhausener sind als Pantoffel-Ehemänner bekannt.

— Mimenvergötterung. Wie aus Berlin berichtet wird, spielten sich am Ausgangsthor der Darsteller des Ostend-Theaters nach Schluß der Vorstellungen, in welchen der bekannte Josef Kainz mitgewirkt hatte, Scenen ab, die an Abgeschmacktheit nichts zu wünschen übrig ließen. Die Mimenvergötterung trieb hier ihre üppigsten Blüthen. Kaum war es Herrn Kainz möglich, an seinen Wagen zu gelangen. Die Pferde seines Wagens wurden festgehalten, er selbst mehr in den Wagen getragen, als geleitet, „Damen“ (!) sollen ihm bis in den Wagen gefolgt sein und dort Versuche gemacht haben, ihn abzuküssen. Eine hirnverbrannte Verehrerin soll, da sie nicht anders zu dem Abgott ihrer Seele gelangen konnte, über den Kutschbock geklettert sein, um auf der anderen Seite in den Wagen zu kommen.

— Eingehorsamer Patient. Aber, Fritz, zu meinem Entsetzen sehe ich, daß Du früh vier Schoppen, Mittags vier Schoppen und ebensoviel Abends vertilgst. Da mußt Du ja Deine Gesundheit noch völlig untergraben. — Im Gegentheil, Papa, der Arzt hat mir auf das Dringendste eine durchaus regelmäßige Lebensweise angerathen.